

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 12

Artikel: Zürcher und Berner : wie ein Berner die Unterschiede zwischen Bern & Zürich sieht
Autor: Schürch, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070562>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

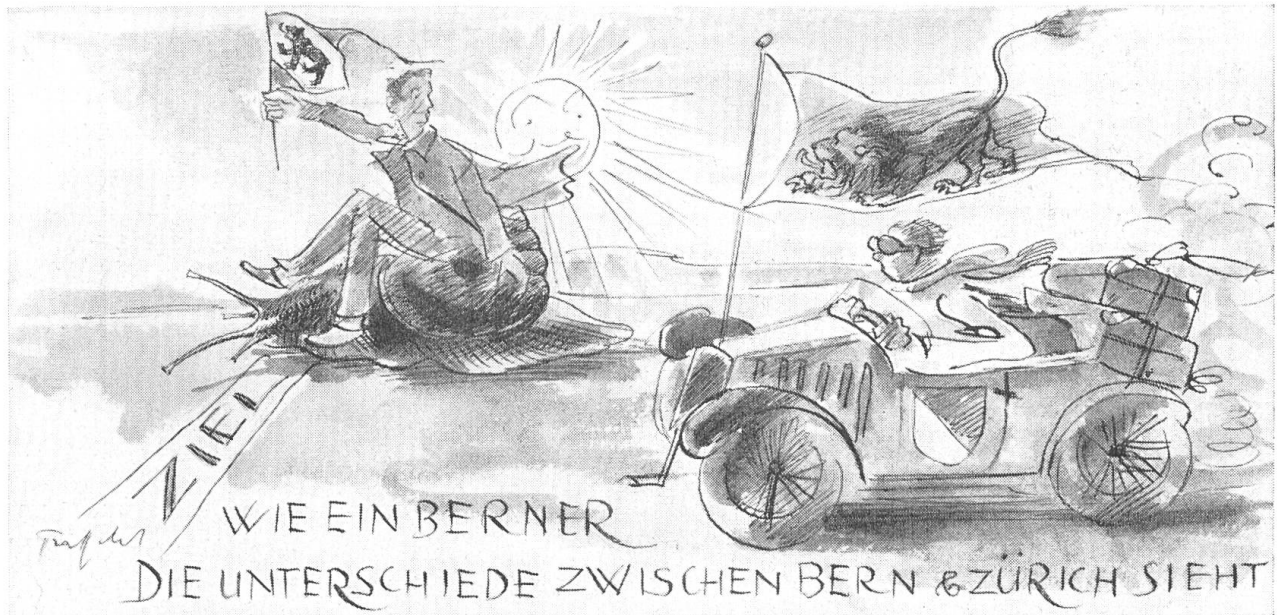
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER und BERNER



Von Ernst Schürch

DIE freundliche Einladung, die Berner und die Zürcher als Typen des *homo helveticus* zu schildern, ist ebenso verlockend wie schwierig. Am besten zeigen wir das Bild, das sich der Zürcher vom Berner, und das andere, das sich der Berner vom Zürcher macht. Spiegelt sich die eine Seite in der andern, dann erkennt man am besten die Unterschiede. Das wäre Sache eines Zwiegespräches. Einem allein ist das nicht leicht.

Der gutmütige Bär Abgesehen von den Witzen über unsere Langsamkeit ist mir wenig vom Urteil anderer Eidgenossen über bernische Art bekannt. Der Berner scheint in der Schweiz herum ziemlich wohlgekommen zu sein. Wiederum fehlt es nicht an bernischen Selbstbetrachtungen, besonders in alten Chroniken und in Liedern über den Bären, in dem man von alters her eine Ver-

körperung des bernischen Menschenschlages erkennen wollte. Solche Darstellungen streifen dann leicht an Eigenlob, und sie schreien nach einer Handvoll kritischen Salzes von anderer Seite. Aber von solchem Salz habe ich zuwenig gefunden.

Man kann auch vom Gemeinsamen ausgehen, das ja gar nicht fehlt. Für Zwingli waren Zürich und Bern die beiden starken Stiere am Wagen der Eidgenossenschaft. Beide vertraten schon vor der Reformation das städtische und weltgängigere Element in einem vorwiegend bäuerlichen Bunde. Zürich, das herrlich weite, offene Becken, war von Natur auf Zuflüsse und Ausflüsse eingerichtet, die es mit der Ferne verbanden und es zum Mittelpunkt von Handel und Wirtschaft der « oberdeutschen Lande » werden ließen. Bern, zu politisch-strategischen Zwecken gegründet und in einer Welt voll Feindseligkeit eingebettet, war von klein auf gezwungen, sich nach allen Seiten zu wehren. Die Darstellung des Wappentieres



Aufregendes Leben in den Fußstapfen
Sherlock Holmes . . . Auch in unseren
Alltag kann Spannung gebracht werden
— mit einem Los der Landes-Lotterie!

★ ★ ★ ZIEHUNG 8. SEPTEMBER ★ ★ ★

*Einzel-Lose zu Fr. 5.— und 5er Serien zu Fr. 25.— mit einem
sicheren Treffer und fünf weiteren Gewinnchancen oder Serien zu
zehn Losen Fr. 50.— mit zwei sicheren Treffern sind bei allen
Losverkaufsstellen und Banken erhältlich. Einzahlungen an Landes-
Lotterie, Zürich, VIII 27 600.*

★ **LANDES—LOTTERIE** ★

illustriert die Entwicklung der Stadt vortrefflich. Zuerst zeigt sich der gotische Bär; mager und struppig ist das « Motzli », wie es zärtlich genannt wurde. Wie viele Burgen mußte es brechen, ehe sein Marktrecht Früchte tragen konnte! Im Laufe der Jahrhunderte gedieh der Berner Bär zu einem wohlgenährten Wesen, Zähne und Krallen wirken bei weitem nicht mehr so grimmig, der alte Appetit ist einer glatten und satten Rundung gewichen: das war Bern im 18. Jahrhundert, in der Zeit seiner äußern Größe und innern Zufriedenheit. Man sah ihm nicht mehr an, wie eng und zäh es sich zwischen den großen Herren hatte durchwinden müssen, bald dem Habsburger, bald dem Savoyer verpflichtet, bis es schließlich beide los wurde und auch den feindlichen Landadel in seine Mauern zwang. Ein Zug von Gutmütigkeit schien später das ohnehin zum Phlegma neigende Raubtier zu besänftigen.

Der angriffige Leu Hier können wir vielleicht am besten das Bild des Zürchers einfügen, wie es in vielen bernischen Augen erscheint. Es ist der rösche, räße, rasch zugreifende Typ, der auch noch in gemütlichen Ruhepausen scharf reden kann. Gemildert aber wird das Bild durch einen merkwürdig sanft belehrenden Tonfall, am meisten, wenn Frauen reden; mir ist immer, ich höre den Nachhall von tausend Reformationspredigten. Überhaupt ist der Hang zur Belehrung in den Zürchern stärker, als sie selber zu ahnen pflegen. In der Nähe eines Zürcher Schulhauses liegt ein Findling, und daran ist zu lesen «Zeuge der Vorzeit». Ich weiß von Bernern, die gerade herauslachen mußten ob dem unsichtbar erhobenen schulmeisterlichen Zeigfinger und der gesalbten Erklärung. Natürlich ist jener Stein, wenn man pompös reden muß, ein Zeuge der Vorzeit. Aber kann man das nicht von jedem Bachkiesel sagen? Pestalozzi, der Heilige aller Pädagogen, war natürlich ein Zürcher. Ist es da nicht unnatürlich, daß Zürich nichts von ihm haben und wissen wollte? Immerhin, eine Etikette hat er in seiner Vaterstadt doch auch erhalten, die ihn ordentlich in seine Kategorie einweist. An der Bahnhofstraße, aber in einem Garten zurückgerückt, steht sein Standbild; vorn am Trottoir aber wurde früher dem Wanderer mitgeteilt, das sei nun der Gründer der Volks-

schule. «Aha, ist jetzt das de säb?» hörte ich jemanden ... lächeln.

Nun, man soll, wie der Franzose Siegfried herausgefunden hat, Zürich mit nichts anderem in der Schweiz vergleichen. Mit Mailand eher. Oder mit Leipzig. Und in Leipzig sind ja auch alle nach Menschen benannten Straßen lehrhaft erklärt worden, und das mag für den Fremdling angenehm sein. Daß die Leipziger Dufourstraße nicht nach unserem General getauft worden ist, wurde mir dort klar. Unklar aber ist, was aus dem Leipziger Straßensbild als Mittel des öffentlichen Unterrichts seither geworden ist.

Früher einmal, es war vor dem Ersten Weltkrieg, entdeckte ich in Zürich, wie eine Sackgasse auf «gebildet» genannt wird: «Keine Verbindung nach vorn» (oder hieß es sogar «nach vorwärts»?). Anderswo genügt «Kein Durchgang». Aber es wurde mir versichert, ein echter Zürcher begreife gar nicht, daß man solche Dinge vergnüglich finde, und man gerate in Gefahr, ihn ernstlich zu erzürnen. Dürfen wir es auf diesen Versuch ankommen lassen?

Dann möchte ich doch gleich beifügen, daß ich mich an der Sprache der Zürcher nicht selten ergötzt habe, und fast mehr noch an dem, was in diesem Idiom gesagt wurde. Weiß man in Zürich eigentlich, daß der Dialekt besondere retardierende Satzglieder haben kann, offenbar damit die rauhe Wahrheit, die man sich auf Züritütsch sagen will, nicht zu unvermittelt dem andern ins Gesicht springe? Ich meine den merkwürdigen Gebrauch des Wortes «und», etwa in folgendem vor bald vierzig Jahren einem Angelfischer abgelauchten Satz: «Wänn äin Hans häißt und er schrybt sech Hanns mit zwäi „n“ — und so ischt es mäischstens en Aff.»

Ich fand den Spruch übrigens so herrlich kernhaft zürcherisch, so gottfriedkellerisch, daß ich ihn als Gewinn nach Hause getragen und nie vergessen habe. Es war eine Distel fürs Knopfloch. Aber wenn ich gemütvolle Wörter wie «aliwyl» oder «wäidli» im verwaschenen Dialekt der Stadt heraushöre, dann ist mir immer, ich sehe ein Geranium vor einem freundlichen Fenster. Und ich habe nun auch an mir selber erfahren, wie herzlich das Gemüt sich auch in der Mundart von Zürich aussprechen kann. Es gibt ja ganze Bändchen einer verschämten, verhaltenen Lyrik, in denen man die Seele des Landes fühlt.

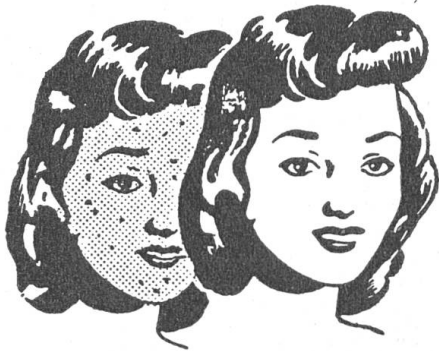


Alex ist begeistert von meinem schönen Teint. Das ist die Wirkung von Botana. Vitamin F und Heilkräuter verjüngen die Haut. Tube 2.40.

Botana Vitamin-Hautpflege

Am Morgen Botana Tagescrème, am Abend Botana Nährcrème; als Toiletteseife Neutralis. So erstrahlt Ihr Teint in neuer Schönheit.





Gegen Hautleiden das altbewährte englische Heilmittel **D. D. D.**

Ob Sie mit einem noch so hartnäckigen Hautleiden zu kämpfen haben – verlieren Sie den Mut nicht! Sie können jetzt in der nächsten Apotheke das alterprobte englische D.D.D.-Heilmittel erhalten, bekannt für seine Wirkung bei Hautleiden. Wie entstehen eigentlich entzündliche Hautkrankheiten? Staub, Schmutz, Puderrückstände sammeln sich in den Porenöffnungen an und bilden eine Brutstätte für Bakterien, die sich überall einnisten, sich vermehren und unzählige entstellende Hautleiden verursachen – angefangen bei den milden, jedoch unangenehmen Formen, wie Akne, bis zu den schmerzhaften Krankheiten, wie Furunkeln. Wie können Sie Ihre Haut von allen diesen Übeln befreien? Nehmen Sie einen Wattebausch, tauchen Sie ihn in die D.D.D.-Flüssigkeit und betupfen Sie damit die kranken Stellen. Die klare, nicht fettende, goldgelbe D.D.D.-Flüssigkeit dringt tief in die Haut ein und entfernt Staub, Schmutz, Fett und Puderrückstände. Nachdem die Poren von den angehäuften Unreinigkeiten befreit sind, kann die Haut wieder frei atmen. Außerdem werden durch die antiseptischen Eigenschaften des D.D.D.-Heilmittels die Bakterien vernichtet – die Haut kann wieder gesunden! Das D.D.D.-Präparat ist auch als Vorbeugungsmittel zu empfehlen. Jeden Abend betupfen Sie Gesicht, Hals, Arme und Hände mit einem Wattebausch, getaucht in D.D.D. So reinigen Sie Ihre Haut bis in die Tiefe der Poren, verschaffen ihr eine gute Atmung, bösartige Bazillen können sich gar nicht einnisten, Hautkrankheiten nicht entstehen. – Eine kleine Flasche D.D.D. kostet Fr. 1.90, eine große Fr. 4.95 (inkl. Wust). Die große Flasche reicht für mehrere Wochen.

*D.D.D. ist in allen Apotheken
und Drogerien erhältlich.*

GENERALVERTRETER FÜR DIE SCHWEIZ:

DR. HIRZEL PHARMACEUTICA ZÜRICH

**Warum die Berner
langsam sind**

Nun muß ich wohl noch von der berühmtesten Eigenschaft der Berner reden, von der Langsamkeit, und davon, wie sie auf Zürcher wirkt. Wir wissen, daß «slow» in Amerika ein ganz arges Schimpfwort ist. Aber das tut uns nichts. Und wenn Zürcher gespotet haben, zwei Berner seien im August hergereist, um die Seegfrörni zu sehen, so blieb den Bernern nichts übrig, als den Spott auf ihre eigene Langsamkeit noch zu überbieten. Und sie erzählten, als man den Zytglogge neu gestrichen habe, sei der Maler bei den Stadtvätern vorstellig geworden, man möchte doch das Uhrwerk stillstellen, der Zeiger habe ihm den Pinsel aus der Hand gezwickt. Man ist weit davon entfernt, solche Scherze in Bern übel zu nehmen, man macht sie mit Vorliebe selber. Dann schauen sich die andern Eidgenossen manchmal etwas unschlüssig an...

Das kommt daher, weil einmal Langsamkeit in Bern kein Schimpf, sondern eine Wirklichkeit ist, und dann davon, und das ist die Hauptsache, daß es hier die Langsamkeit der Reaktion, besonders der Bewegung des Gemütes auf äußeren Anstoß ist. Man ist nicht pressiert. Man «erchlüpft langsam». Es brauchte einen Zürcher, um das ganz richtig zu sagen. Conrad Ferdinand Meyer hat ja das «unbestürzbare Bernergesicht» entdeckt.

Man möchte also in Bern lieber nicht pressieren, wenn es auch anders zu machen ist, oder wie die Alten sagten (und sangen) «nit gâhen», nicht jäh dreinfahren.

So steht es in einem Lied aus der Reformationszeit:

*Der bär hat die natur und art,
Daß er nit gâhet uf die fahrt,
Man tue in denn vor stüpfen.
Darum so rupf in nit zuviel
In trüwen ich dir's raten wil,
Er tuet nit bald erchlüpfen.*

Das führte eben in der Reformationszeit, die sonst beide Stände so nahe zusammenführte, zu schmerzlichen Temperamentsunterschieden zwischen Zürich und Bern. In Bern ging der Spruch um «Der Leu ist hitzig, der Bär ist witzig» (d. h. er überdenkt eine Sache erst, bevor er sie angreift).

Im Jahr, nachdem Bern zur Reformation übergetreten war, am 3. Juni 1529, hielt der Abgeordnete von Bern, kein Geringerer als

Niklaus Manuel, der Maler, Dichter, Staatsmann und Krieger, vor dem Rat in Zürich eine prachtvolle Ansprache, um vom Krieg abzumahlen.

«Man mag mit spieß und halbarten den glauben nit ingeben.»

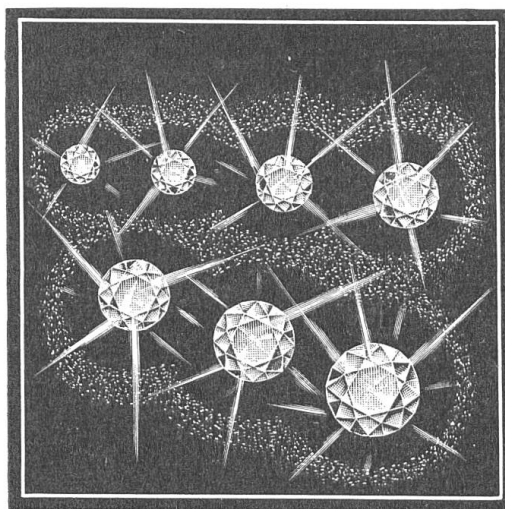
Auf Herausforderungen von katholischer Seite anspielend:

«Harumb bittend wir üch durch das liden Cristi willen, ir wellind nit ze hitzig sin ... Man spricht, man sölle den andern baggen ouch darhan ...»

Nun mag man freilich sagen, daß Bern später im Oberland den Glauben auch mit Spieß und Halbarten durchgesetzt hat. Aber die Täler hatten zunächst den neuen Glauben widerstandslos angenommen. Der Widerstand erwachte wegen des Klostergutes und wurde geschürt durch die Innern Orte. Als es schließlich um die Herrschaft selber ging, da wurde der Beschluß gefaßt, wie der Chronist Valerius Anshelm sagt, «die ryßenden Barendappen herfür ze thun». Das war doch etwas anderes, als einen Krieg gegen eidgenössische Stände zu beginnen.

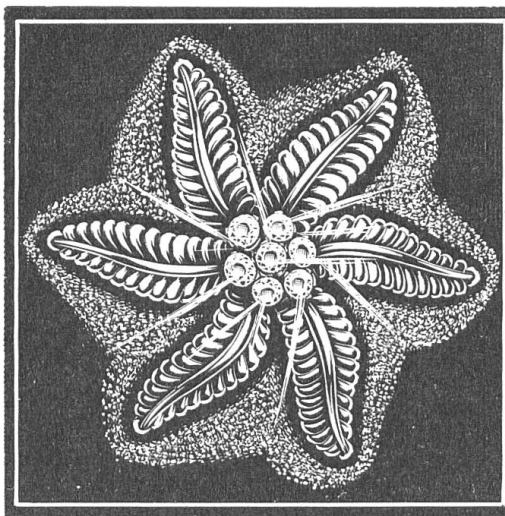
Ist Langsamkeit Tugend oder Laster? Es gibt allerlei Anekdoten, um die Unaufgeregtheit des Berner Temperaments zu illustrieren. Am bekanntesten ist die kleine Geschichte aus der Franzosenschlacht bei Neuenegg 1798. Eine Kanonenkugel flog zu einem offenen Fenster herein und sprengte eine Ecke des Ofens ab. Da sagte der Bauer zu seiner Frau: «Bäbi, mach ds Pfäischter zue.» Als ob es nur hereingeregnet hätte.

Aber es gibt ein noch illustreres Zeugnis dafür. In Tschachtlans und in einer Diebold-Schilling-Chronik wird in Wort und Bild dargestellt, wie die Könige von Frankreich und England, statt einen Krieg zu beginnen, den Streitfall billiger durch einen Zweikampf austragen wollten und natürlich als Verfechter ihrer Sache die besten Kämpen aussuchten. Die Wahl Seiner Majestät von England fiel auf den Ritter von Strättligen, dessen Stammburg sich heute noch über dem Thunersee erhebt. Wer für den König von Frankreich fechten sollte, ist nicht überliefert, und man



Brillanten

Welch zarter, vornehmer Tribut des Ehemannes an seine Gattin, die Liebe und Glück mit ihm teilt, ist doch der Brillant! Zur Verlobung, in späteren Jahren, um die Erfüllung gemeinsamer Wünsche bleibend zu feiern, die Ankunft von Kindern, stolze Tage beruflichen Erfolges, Jubiläen, die silberne Hochzeit. Ja, es gibt viele Gelegenheiten, einer Frau seine Freude und Dankbarkeit für Liebe und treue Kameradschaft zu bezeugen — und diskret anzudeuten, daß man stolz auf sie ist!



7 Sapphire als Blütenstern

Gelbgoldene Blätter, zart geformt, als Brosche oder Klip Fr. 550.—. Dem zartfarbenen Cocktailkleid in einem der modischen Töne, beige, braun, gelb, gibt dieses Bijou den diskreten Farbakzent.

GÜBELIN

Luzern, Schweizerhofquai 1
Zürich, Bahnhofstr. 37 Genf, Rue du Rhône 60
St. Moritz, Haus Surselva



Sogar 's Dorli

kann die Kitchen Aid bedienen, so einfach ist ihre Handhabung!

Dank der bewährten Planetar-Rührmethode erzielen Sie mit der Kitchen Aid Backresultate, die Aug und Mund entzücken, Rührzeit nur 5 statt 30 Minuten. Dabei sparen Sie Eier und Butter. — Jetzt kommt die Zeit der Fruchtekuchen. In 2 Minuten rührt die Kitchen Aid einen geriebenen Teig, der mürber ist, als Sie je einen hatten. Fragen Sie Frauen, die eine Kitchen Aid besitzen. Sie sind alle über ihre Vielseitigkeit begeistert und noch nach Jahren zufrieden.

Zwanglose Vorführung im Fachgeschäft.



Generalvertretung:
Paul Winterhalter, St. Gallen

begreift das nach dem Verlauf des Kampfes. Der Berner (denn als Berner haben ihn unsere Altvordern angesprochen, wie sich aus seiner Verherrlichung in der Berner Chronik von 1470 ergibt) war, vielleicht etwas unbernisch, der erste im Kampfring. Da der Gegner noch fehlte, setzte er sich in einen bereitstehenden Lehnstuhl, schwer gepanzert, ließ die Streitaxt fallen, stützte das behelmte Haupt in die Hand und schlief. Als der Gegner endlich kam und den friedlich schlummernden Ritter sah, war er darob so erschüttert, daß er verzichtete. So hat «der von Stettlingen den Kampf mit slafen gewonnen», und mir scheint, er sei darob eines Heldenliedes wert geworden.

Womit ich richtig, wie zu befürchten war, in eine einseitige Lobpreisung der bernischen Langsamkeit hineingeraten bin. Ich bitte solche Leser, die in Zürichs Geist und Geschichte besser bewandert sind als ich, die entsprechenden «gesta Turicorum» beizusteuern, um das Gegengewicht herzustellen. Indessen glaube ich doch selber noch etwas anbringen zu können, das helfen mag, die Kirche wieder mitten ins Dorf zu stellen.

Ich habe zu diesem Zweck aus Zürich und Bern zusammengesetzte Ehepaare gefragt, um zu wissen, wie der Temperamentsunterschied sich in einer Lebensgemeinschaft auswirke, und bin darauf gestoßen, daß da nicht alles zum höhern Ruhm der Berner ausfällt. Nicht selten scheint es vorzukommen, daß man meint, etwas sei fest abgemacht, weil der bernische Teil nicht ausdrücklich abgelehnt hat. Tags darauf, wenn die Sache überschlafen ist, kommt erst der Berner mit seiner Auffassung daher und sagt nein. «Das hättest du mir gestern sagen dürfen. Du bist hinterhältig, du bist nicht offen, auf dich ist kein Verlaß.» Und so weiter, ein Register nach dem andern. Bis der Berner dazukommt, sagen zu können, daß er gestern noch keine Meinung gehabt habe, kann es lebhaft zugehen.

Es wäre ein Wunder, wenn die Langsamkeit der bernischen Reaktion nicht auch unter Eidgenossen zuweilen übel empfunden worden wäre. Mir schien etwas davon in der ungestümen Frage eines Urner Bergbauers zu liegen, der von mir wissen wollte, warum die Berner in Sempach nicht mitgekämpft haben, nachdem sie von den Ländern bei Laupen kräftig unterstützt worden waren.

Wir dürfen nun wirklich die Schattenseite des Berner Temperamentes nicht gering schätzen.

Wie schon die beiden «Stiere am Wagen der Eidgenossenschaft» besonders in der Kriegspolitik nicht gut zusammen zogen, so muß es trotz dem besten Willen eben auch sonst im Leben gehen. Daß der Berner wegen eines ihm angetanen Schimpfs oft erst ein oder zwei Tage hintendrein fuchsteufelswild wird, kann geradezu lächerlich wirken, weil er dann den Eindruck der Unempfindlichkeit verdirbt.

Manchmal scheinen uns die Waadtländer fast näher zu stehen als die Zürcher. Wir sagen: «Nume nid gsprängt!» In Morges sagt man im gleichen Tonfall: «On a tout l'timps.» Und als 1848 ein Waadtländer von der ersten Session der Bundesversammlung zurückkam und seine Justine wissen wollte «comme ça était», antwortete er: «On peut causer avec les Bernois, mais pas avec les orientaux.»

Spukt da burgundische Blutsverwandtschaft? Schließlich gehört es sich, daß wir wegen der Langsamkeit gehänselt werden. Zuweilen findet dann ein Berner noch am gleichen Tag die passende Antwort, wie einmal Bundesrat Scheurer. Seine Zürcher Freunde hatten sich um eine eidgenössische Angelegenheit bemüht und verschiedene Lösungen erwogen. Da wollten sie endlich wissen, wann die Berner zu erwachen und auch ihre Ansicht beizutragen gedächten. Scheurer antwortete: «Wir warten auf eure dritte Meinung und machen uns dann auch eine. Aber nur eine.»

Wer hat mehr Selbstbewußtsein?

Es ist von Wert, zu wissen, daß Zürcher in Bernern ein größeres Selbstbewußtsein finden als in sich selber. Der Berner sei, so glauben sie, stolzer auf seine Eigenart und passe sich deshalb weniger an. Vielleicht wird man an der Limmat erstaunt sein, zu vernehmen, daß man an der Aare den umgekehrten Eindruck hat. In Zürich hat die Höflichkeitsform der dritten Person Mehrzahl zuerst Fuß gefaßt, und von Zürich aus hat diese Sitte die deutsche Schweiz erobert. Gegenwärtig wird die Stadt Bern umdressed, wiewohl das «Sie» in unserer Mundart ein störender und ausgesucht häßlicher Fremdkörper ist («heisi, chöisi, möisi»). Darum fängt der Berner richtig an, sich mit «händ Sie, wänd Sie» zu zieren. Es ist das widerwärtige Ladendeutsch, das die ostschweizerische Kundschaft, vorab die selbstbewußten



Nervöse Mütter - nervöse Kinder...

ein Gegenwartsproblem, auf das die Ärzte immer wieder weisen. In erster Linie soll die Mutter gesund sein, damit das Kind nicht seelisch und körperlich Schaden nimmt.

Im Kampfe gegen Erschöpfung und Nervosität bewährt sich immer wieder das Nervennähr- und Stärkungsmittel Elchina. Es hilft bei chronischer Übermüdung, allgemeiner Schwäche, nervösen Erscheinungen, Magen- und Darmstörungen, Schläffheit und Müdigkeit nach Grippe, Operationen, Wochenbett.

In Apotheken und Drogerien.



Grosse Flasche 6.95, kleine 4.25
Kurpackung à 4 gr. Flaschen 20.80

ELCHINA

das erfolgreiche Hausmann-Produkt

Zürcher, uns Bernern in Bern förmlich aufgenötigt hat. Auf einen einzigen Zürcher, der in Bern das Berndeutsche annimmt, finden Sie sicherlich in Zürich hundert Berner, die verschämt die Eigenart ihres Dialekts verleugnen. Der Zürcher setzt sich in dieser Beziehung recht herrisch durch. Als einer meiner Söhne im Wirtschaftsgarten von Schloß Uster arglos etwas bestellte, rief die Serviertochter laut lachend eine andere herbei: es sei ein Gast da, der «sauglatt bernern» könne. Sie meinte offenbar, im Ernst rede kein vernünftiger Mensch so. Ein solcher Empfang eines Zürchers wäre im bernischen Gastgewerbe schlechtweg undenkbar.

Daß die Berner Schulen gemütvoller und menschlicher sein sollen als die zürcherischen, wird für viele bernische Eltern und Großeltern mit ungläubiger Verwunderung gelesen werden. Ich kann beim besten Willen nichts dazu sagen, als daß man uns das von Zürcher Seite noch gründlich erklären müßte. Es scheint hier umgekehrt zu gehen, als es im Sprichwort heißt: «Haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden.» Jeder haut auf die eigene Erziehungsbükratie.

Nun gibt es gewiß einen geschichtlich gewordenen Bernerstolz. Bern sitzt als Wort und Begriff tief im Volksgemüt. Das ist, wie viele alte Lieder künden, eine mehr als halbtausendjährige Erbschaft. «Bärn, du edle Schwyzerstärn» ist vorväterlichen Selbstruhmes voll.

Es gibt hier auch zwischen Stadt und Land keinen Bruch des Heimatgefühls. Bern ist eine Landstadt. Hier können in den Zeiten der Bergfahrten und der Alpentladungen noch Viehherden durchziehen, mit Glockenklang und was dazu gehört. In Bern hat man die Landbahnen in die Stadt hereingezogen, in Zürich die Stadtbahnen aufs Land hinaus geführt (was viel gescheiter war).

Im Verhältnis von Stadt und Land mag wirklich ein Hauptunterschied liegen. Der Volkscharakter wird durch die führende Schicht stark geprägt. In Zürich waren es, nachdem der eigentliche Adel entthront war, die Zünfte, das Gewerbe und der Handel, die den gesellschaftlichen Ton angaben. In Bern war es das um den eingebürgerten Landadel gelagerte Patriziat, das sich selber in den Adelsstand erhob («Messieurs de Berne se sont dé-ifiés», spottete Friedrich von Preußen). Zum standesgemäßen Dasein gehörte hier nicht nur das

vorgeschriebene Wohnhaus in der Stadt, sondern auch ein Sitz auf dem Lande, eine «Campagne», mit Landwirtschaft, Pächterhof und Herrenstock. Das ist heute noch gar nicht vergessen. So wurde die Landwirtschaft durch den Landjunker gewissermaßen vernobelt und dafür die Stadt ein wenig verbauert.

Damit hängt zusammen, daß Bern mit dem Geist und seinem Wehen aus aller Welt viel weniger anzustellen wußte als Zürich, ja den Geist in der «guten alten Zeit» so gefürchtet hat, daß es die Bücher von Descartes verbot und Leute, auch wenn sie vornehmsten Standes waren, vertreiben und verbannen konnte, wenn sie ihm durch zuviel Wissen, Denken und Können unheimlich wurden. Ist Zürich vielleicht zuviel, so ist dafür Bern seinerzeit zuwenig «intellektualisiert» worden.

So bekommt dann sein Bürgerstolz manchmal eine etwas kuriose Tönung, die zum Glück auch in Bern zu lachen gibt. Man erzählt z. B., daß ein musikbeflissener Jüngling auf Vorwürfe seines Lehrers geantwortet habe: «I bi Burger u cha gyge, wie-n-i will.»

Da nimmt sich denn doch der Zürcher Stolz, wie wir ihn empfinden, etwas rationeller aus. Es ist freilich teilweise ein Stolz auf die bloße Größe. Man ist nicht umsonst die größte Stadt der Schweiz. Als nach einer ersten Eingemeindung in der Zürcher Presse zu lesen war, Zürichs Gemeindegebiet sei so groß wie das von Wien, antwortete Uli Dürrenmatt in seiner Buchsizytig, Herzogenbuchsee mit Umgebung sei fast so groß wie Paris. Aus Zürich kam der «Großraumwagen» zu uns, mit einer Großmaulverkehrssprache, die den menschlichen Transportgegenstand «im Fluß» sehen wollte, während unsere vom Markt schwer gepackten Hausfrauen lieber selber sitzen als am sitzenden Kondukteur vorbeifließen wollten. Ich möchte damit nicht etwa ausnahmslos unterstützen, was Richard Katz in seinem neuesten Buche «Wandernde Welt» über Zürichs Straßenverkehrs-Pedanterie schimpft, und wenn er meint, daß solche Menschen zwar keine Laternen löschen, aber auch keine anzünden werden, so scheint uns immerhin, daß Zürich selber mehr als einmal Lichter hat leuchten lassen, in deren Schein die ganze Eidgenossenschaft sich nicht unbehaglich gefühlt hat. Es gibt nicht weniger und nicht schlechtere Gründe für zürcherisches als für bernisches Selbstgefühl.